

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Karl Heinz Götze

Was aus der Heimat wurde, während ich lange weg war

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort 7

Ortsbesichtigung

Eine Wiederbegegnung mit der Stadt der frühen
Jahre 16

Zwischenbilanz

Stadt oder Land? Arm oder reich? Teuer oder billig?
Wachsend oder schrumpfend? Hofgeismar (gerade noch)
in Deutschlands Mitte 107

Erinnerungsorte I: Wie wir wohnten 119

1. Die Neue Straße 17 119

2. Warburger Weg 4 155

Erinnerungsorte II:

Kindheit; der Christliche Verein Junger Männer;
Vereine und Kneipen, Schule(n) 187

Erinnerungsorte III:

Reinhardswald. Dornröschen und die Windräder 270

Heimat? 288

Literatur 313

Ortsbesichtigung

Eine Wiederbegegnung mit der Stadt der frühen Jahre

Wir kommen vom Süden, von Kassel her, auf der Umgehungsstraße. Wie die meisten. Im Osten liegt die Weser und liegen die Steigungen des Reinhardswalds. Dahinter eine gefühlte Tagesreise entfernt Göttingen. Was hätte Hofgeismar, die nordhessische Kleinstadt, schon mit Göttingen, der niedersächsischen Universitätsstadt zu tun? Oder mit dem westfälischen Warburg im Westen, wo man, wenn überhaupt, zur »Kierche« geht statt zur Kirche? Warburg gehört woanders hin, das merkt man schon am Akzent. Sicher, dahinter kommt irgendwann das Ruhrgebiet, aber noch nicht so bald, dazwischen sind viele Bäume. Und vom Norden kommt man schon längst nicht. Da liegt Bad Karlshafen und dann lange nichts in Richtung Hannover, Bad Karlshafen, bilderbuchschön, aber ökonomisch notleidend im nördlichsten Zipfel Hessens. Was sollte von dort kommen? Selbst die wenigen Radtouristen folgen abwärts dem Lauf der Weser. Was, wenn nicht gerade Hessentag ist, hätten sie in Hofgeismar zu suchen?

Wir kommen natürlich mit dem Auto. Um mit dem ICE zu kommen, hätten wir die Fahrkarte entweder bis Kassel-Wilhelmshöhe oder bis Göttingen lösen müssen. Aber von Göttingen kommt man nicht direkt weiter. Von Kassel-Wilhelmshöhe schon und ziemlich direkt, ungefähr jede Stunde.

Das ist die Strecke, die mein Vater »nach dem Krieg« bis zur Rente jeden Werktag fuhr. Damals natürlich nur bis zum ehemaligen Hauptbahnhof, jetzt als »Kulturbahnhof« unwichtig geworden, außer alle fünf Jahre bei der Documenta. Jedenfalls gilt immer noch, dass Hofgeismar ökonomisch vielfältig mit Kassel zusammenhängt, und so gehört der frühere Kreis Hofgeismar ja auch seit 1972 administrativ zum Landkreis Kassel.

Unser Auto muss, um nicht aufzufallen, schon der Mittelklasse zugehören. Nichts finden meine französischen Studenten, wenn sie vom Aufenthalt in Deutschland berichten, so auffällig wie die vielen großen, schnellen, schönen, unverbeulten und unzerkratzten Autos auf deutschen Straßen. Auf dem Land gilt das natürlich besonders. Hier kann man ohne Auto nur schwer auskommen. Und hier wird es nur verkratzt, wenn man die Kratzer selbst anbringt, nicht von bösen Buben mit einem scharfkantigen Schlüssel. Kein Auto zu haben ist hier nicht nur unpraktisch, sondern ein Armutszeichen. Und da fast alle eines haben, taugt es auch zur sozialen Einsortierung.

Auf dem Land? Kassel wäre Stadt, Hofgeismar läge auf dem Land, wäre Land? Wie triftig sind solche Unterscheidungen noch, wenn auf dem Land die Landwirtschaft kaum mehr eine Rolle spielt, wenn hier gewohnt und dort gearbeitet wird? Und dann ist Hofgeismar ja auch eine Stadt und stolz darauf. 1223 soll sie die Stadtrechte vom Mainzer Erzbischof erhalten haben. Die kleine Stadt macht auch nicht den Eindruck, ein Dorf zu sein, wie wir uns ein Dorf vorstellen. In meiner Kindheit war jedenfalls Hofgeismar die Stadt, und die Dörfer lagen drumherum: Sababurg, Beberbeck, Karlsdorf, Hombressen, Hümme, Kelze, Schöneberg, Friedrichsdorf. Die sind heute alle eingemeindet. Das mag verwaltungstech-

nisch sinnvoll sein, aber natürlich ist, wie anderen und höheren Orts auch, nicht zusammengewachsen, was vielleicht zusammengehören sollte. Jedenfalls ist seltsam, dass unsere Begriffe die wirklichen Siedlungsformen und die ihnen entsprechenden Lebensweisen kaum zutreffend abbilden: Klar, Berlin-Mitte ist Stadt; Hamburg um die Alster und in Sankt Pauli, das ist Stadt. Lokstedt oder Stellingen, das ist noch Hamburg, sicher, aber ist es Großstadt? Unsere Vorstellungen von dem, was ein Dorf ist, stammen häufig aus dem 19. Jahrhundert, in dem der Bauer noch die Rösslein einspannte und ringsum bis zum Waldsaum golden die Kornfelder wogten. Sie lassen sich in reiner Form in Deutschland kaum noch auffinden. Es gibt Dörfer, da wohnen fast nur noch Zugezogene aus der Stadt und kaum noch eine alteingesessene Familie. Es gibt aber auch Dörfer, da wohnt fast niemand mehr, weder Zugezogene noch Eingeborene.

Aber ein Dorf ist Hofgeismar eben nicht. »Ackerbürgerstadt« sagen die Historiker, und das ist, das war zumindest ein ziemlich zutreffender Ausdruck. Der Akzent lag auf »Acker«. Eine Stadt, umgeben und lebend von Ackerland. Nicht vom Handel, obgleich es an Anläufen nicht gefehlt hatte. Der berühmteste, das Projekt des Landgrafen Carl von Hessen-Kassel, die Weser bei Karlshafen zwecks Umschiffung der Braunschweigischen Zollrechte in Münden durch einen Kanal auf hessischem Terrain direkt mit Kassel und dann weiter mit der Lahn zu verbinden, scheiterte am Wassermangel erst der Diemel und dann vor Hofgeismar dem der Esse, des Flüsschens, über das wir als Kinder im Sommer an schmalen Stellen hüpfen.

Die schönen Reste des angesichts der damaligen Möglichkeiten verrückten Projekts kann man noch besichtigen. Carls Nachfahre Friedrich II. von Hessen-Kassel hatte dann

mehr Handelsglück mit dem Verkauf von 12 000 Soldaten an Großbritannien, die als Söldner im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg Dienst taten, aber diesem Warenverkehr fehlte es schließlich an Nachhaltigkeit. Auch die Eisenbahn, im 19. Jahrhundert mit großen Hoffnungen und majestätischen Bahnhöfen zwischen Kassel, Hümme und Karlshafen errichtet, wartete vergeblich über gut ein Jahrhundert auf ökonomische Bedeutung, endete mangels Brücke in der Weser und ist heute ein hübscher Öko-Radweg. Ich weiß das deshalb, weil im Kleiderschrank meines Großvaters eine sorgfältig gebügelte blaue Uniform mit Epauletten und Kragenspiegeln hing, die ich bei besonderen Anlässen bewundern durfte. Er erhielt sie als königlich-preußischer Beamter und Bahnhofsvorstand der Bahnhöfe in Karlshafen, erst linkes Ufer, dann rechtes. Ja, Bahnhofsvorsteher waren damals noch etwas, zu der Zeit, als selbst die kleinen Bahnhöfe sich als mächtige Tempel des Fortschritts in Szene setzten.

Auch die Industrielle Revolution kam nur bis Kassel. Bis »zum Henschel«, wie man dort noch sagt, obgleich es Henschel nicht mehr gibt. Eine Industriestadt war Hofgeismar nie, wurde also auch keine Wüste der Deindustrialisierung. Aber wo sollte in dieser Stadt bürgerlicher Lebensstil herkommen? Den paar Bürgern klebte doch allemal Ackerkrume an den Stiefeln, die die einen stolz vorzeigten, die anderen leicht beschämt abwischten.

Beinahe hätten wir die Abfahrt verpasst, kurz nach dem Kelzer Teich, wo es früher immer so nach Abdeckerei roch. Das kommt daher, dass die Abfahrt neu ist, neu für mich. Hier kam immer (wir sind leicht zur Hand mit dem »immer«, das doch meist nur die eigene Lebenszeit meint) eine langgezogene Rechtskurve, dann eine knappe Linkskurve, eine kleine Steigung und dann sah man Hofgeismar in seiner

Senke zwischen Reinhardswald rechts, geradeaus der Kette von Schöneberg, Westberg, Heuberg, links Kelzer Berg, Rosenberg, Messhagen. Das war nun wirklich fast schon immer so, immer schon ganz hübsch, vorzüglich im Sommerhalbjahr und vor allem für die, die nicht hier wohnen.

Verpasst hätten wir die Abfahrt beinahe deshalb, weil Hofgeismar seit drei Jahren eine Umgehungsstraße hat. Die B 83 führt jetzt in elegantem und schnellem Bogen um Hofgeismar herum. Der Fuß muss nicht vom Gas, die Straße ist glatt, eben, verläuft geschützt in einer begrüneten Schlucht, ermöglicht gerade einen kurzen Blick auf das Gymnasium, wo ich Abitur gemacht habe, und dann ist es schon vorbei: Hofgeismar.

Später werde ich erfahren, dass die Hofgeismarer in der Frage, ob diese Umgehungsstraße eine gute Idee war, geteilter Meinung sind. Die einen sagen, die Stadt sei nun abgehängt und dem Fetisch des fließenden Verkehrs sei mit Verspätung und entgegen anderenorts gemachten Erfahrungen nun auch hier gehuldigt worden, die anderen verweisen darauf, dass die dicken Lastwagen, die durch die Stadt brummen, zu deren Wohlfahrt gewiss nicht beigetragen hätten. Man mag sich da als Fremder nicht einmischen. Ich wohne ja seit Jahrzehnten nicht mehr hier. Und ich müsste ja nicht sagen, dass ich ziemlich zufrieden bin damit, dass das letzte fehlende Stück der Umgehungsstraße zwischen Aix-en-Provence, wo ich lebe, und dem TGV-Bahnhof bzw. dem Flughafen nun endlich fertig ist und sich die alltäglichen Staus auflösen, obgleich da Quadratkilometer provenzalischer Landschaft geplant wurden.

Aber in einem bin ich mir sicher: Die Landschaft hier ist nicht mehr dieselbe wie die, die ich kannte: Sie ist nun egalisiert, automobilglattgestrichen. Man merkt das kleine

Flusstal nicht mehr, das man überquert, nicht die Hügel, die verschiedenen Farben der Felder. Die Perspektive auf die östliche Stadt entfaltet sich nicht allmählich, sondern man sieht sie aus dem Augenwinkel, und dann ist sie auch schon wieder weg. Mein Vater hat noch Holz geholt mit Pferdengespannen. Da konnte eine kleine, feuchte Senke ein riesiges Hindernis sein. Nicht zufällig heißt ein Straßenabschnitt, nicht weit von hier, die »Hölle«. Im schlimmsten Falle musste per Hand wieder ein Teil der Ladung abgeladen werden, damit es die Pferde schafften. Und ich erinnere mich noch daran, dass da drüben die Steigung am Krähenberg selbst im ersten Gang meines Torpedo-Rades nur an guten Tagen zu schaffen war. Jetzt ist hier alles (fast) eben, zumindest für das Auto. Die Erfahrung ist eine ganz andere.

Aber wir haben die Abfahrt ja gar nicht verpasst, sondern fahren hinein nach Hofgeismar, das, wie es sich gehört, anfängt mit Ackerland links und rechts. Die Aral-Tankstelle, die gab es hier früher nicht, die Großbäckerei auch nicht. Früher standen hier nur Aussiedlerhöfe, zwei ganz nah an der Straße. Die Aussiedlerhöfe markieren in dieser Region die Landschaft. Ökonomisch gesehen, waren sie schon überflüssig, als die ersten sich gerade im Bau befanden. Und so haben die Schmuckstücke der Dorfmodernisierung der sechziger und siebziger Jahren heute eine schlechte Presse. Stehen nicht in den agrarisch bestimmten Dörfern und kleinen Städten gerade der nordhessischen Region schicke Fachwerkhöfe wegen dieser Aussiedlerhöfe leer, die ihr Versprechen nicht gehalten haben, das Überleben der Landwirtschaft zu behausen? Und man muss zugeben, dass diese Höfe es vom Erscheinungsbild her nicht mit den alten Fachwerkhäusern aufnehmen können, weil es ihnen an Tradition und Individualität fehlt. Weiß getüncht sind sie alle, fast alle bestehen

sie aus einer großen Halle mit Scheune und angegliedertem Stall, einem flachen Maschinenschuppen und einem Wohnhaus. Insbesondere an und auf den Wirtschaftsgebäuden wurde reichlich Asbestzement verbaut, besser bekannt unter dem Markennamen »Eternit«, der heute doppelt unbeliebt ist: wegen »Asbest« und wegen »Zement«.

Dabei galten die Aussiedlerhöfe in einer noch gar nicht so fernen Zeit, die das Wort »Fortschritt« noch ohne Stottern und Erröten aussprechen konnte, als Gebot der Vernunft für die Dorfmodernisierung wie für die bäuerliche Produktion. Die Bauern kamen heraus aus der beengten, nicht erweiterbaren Dorflage, bekamen eine rationale Gebäudestruktur, wohnten näher bei ihren Feldern, mussten sich nicht um die teure Instandsetzung der alten Dächer und Fachwerke kümmern. Nur verloren diese Bauernhöfe, die noch alles produzierten, was Bauernhöfe so produzierten, Pferde, Rinder, Kühe, Schweine, Getreide ... rasch ihre ökonomische Basis, nicht nur in Nordhessen. Ihre ökonomische Basis und zugleich den Modernitätsbonus, weil sich die Werte änderten und der Bonus ein Malus wurde.

Spätestens seit den achtziger Jahren verlangte der Zeitgeist nach dem guten Alten, nach restauriertem Fachwerk, verkleidetem Beton, rückgebauten Straßen, »renaturierten« Flussläufen. Nein, die Moden machen auch vor dem ländlichen Bereich nicht halt. In der Stadt ist der Boden teuer, und die Furien des Verschwindens sind zahlungskräftig. Kann das weg? Alles kann weg. Auf dem Land aber werden auch die Irrtümer erhalten. Und mit ihnen die Frage, ob es denn Irrtümer waren, wie die städtischen »Renaturierer« gerne meinen. Die Mehrzahl der Bauernhöfe hatte, das ist schon vergessen, in den fünfziger Jahren keine Toilette im Wohntrakt, sondern das Häuschen mit dem Herzen in der

Tür draußen auf dem Hof, von Badezimmern oder Zentralheizungen ganz zu schweigen.

Der Aussiedlerhof meines Lieblingscousins, der nur ein paar hundert Meter entfernt von dem Haus lag, in dem ich meine Jugend verbrachte, erschien nicht nur mir damals geradezu paradiesisch: Die spannende Lebenswelt eines trotz aller Traktoren und Melkmaschinen noch traditionell produzierenden Bauernhofs, verbunden mit modernem Wohnkomfort, viel Licht und einem weiten Blick auf von Wäldern gerahmte Wiesen und Felder. Bei meinem letzten Besuch auf dem Hof, der heute keiner mehr ist, saßen Berliner Besucher am großen Fenster des Wohnhauses, beobachteten zwei Rehe und einen Fuchs auf dem verschneiten Land und konnten sich gar nicht sattsehen. Der Maschinenschuppen ist jetzt Garage, das kleine Haus für die Familie des Knechts – ja, damals sagte man noch Knecht, auch wenn man nicht Hegel zitieren wollte – vermietet, die Miste verschwunden. Im Stall sind noch ein paar Pferde für die Freizeit von Mädchen in der Vorpubertät, und die Scheune hat ein Schrotthändler angemietet. Sicher, das Eternit machte seinem Namen wenig Ehre und ist nicht in Würde gealtert, die Stadt hat den Aussiedlerhof längst wieder eingeholt und eingesiedelt, aber man wird doch zugeben müssen, dass das Leben dort Vorzüge hat gegenüber dem Leben in einem der gleichfalls aufgegebenen, aber sorgsam renovierten Bauernhäuser im Ortszentrum, bestaunt von Hessentagsbesuchern, wo die Bewohner nicht wissen, was sie denn mit der hohen Diele machen sollen, in die früher der Heuwagen gezogen wurde oder das Getreide gedroschen.

Mein Cousin war ein leidenschaftlicher Bauer, ganz bestimmt kein dummer und keiner, der der Technisierung ablehnend gegenübergestanden hätte. Warum er schließlich

aufgegeben hat? Eine wichtige Rolle dürfte gespielt haben, dass er spürte, wie die Zeitläufte gegen ihn arbeiteten. Schon in der Zeit zwischen 1949 und 1963 haben 40% der hessischen Landwirte die Sense und dann auch den Mähdrescher beiseitegestellt, von den rund 200 000 Betrieben wurden mehr als 50 000 aufgegeben. Bereits am 5. Januar 1955 berichtet die *Hofgeismarer Zeitung* von einem Vortrag des Präsidenten des Hessischen Bauernverbandes, in dem dieser befürchtet, dass mit dem Niedergang der Landwirtschaft »die Blutquelle des deutschen Volkes verlorengehe«. So sprach man damals noch.

Es war erst der Anfang. Man konnte aber damals mit meinem Cousin noch hoffen, mittlere Betriebsgrößen, die sich modernen Technologien öffneten, könnten überleben, und das ging auch eine Zeitlang ziemlich komfortabel. Aber dann merkte er, dass er vergrößern musste, mietete ein Gut dazu, das, wie es immer gewesen war, sein ältester Sohn versorgte, der bald merkte, dass es eben nicht so ging, wie es immer gegangen war, und schließlich die Landwirtschaft aufgab. Man kann sich die Schmerzen und die familiären Verwerfungen vorstellen, die das auslöste. Der Sohn setzte sich dann an den Computer und rechnet heute in einer agroindustriellen Firma die optimalen Düngermengen aus. Das macht die Landwirtschaft noch effektiver, so dass wir noch weniger Landwirte brauchen.

Der Effektivitätsschub der Landwirtschaft seit 1949 ist in der Tat atemberaubend. 1949 ernährte ein Landwirt zehn Menschen, im Jahr 2010 waren es 140. Der Erfolg des Einsatzes von chemischen Mitteln zur Bekämpfung von Krankheiten, Schädlingen und Unkräutern war so groß, dass heute kaum mehr jemand von Schädlingen und Unkraut überhaupt zu reden wagt, die Traktoren ersetzen die Pferde,

die Mährescher die Sensen und die Flegel. Aber gerade die modernisierungsbereiten und modernisierungsfähigen Landwirte trugen zur Erübrigung ihres Berufsstands bei. Nur den dummen Bauern ist versprochen, dass sie dicke Kartoffeln ernten, und selbst bei denen wurde das Versprechen auf Dauer nicht gehalten. Und der zweite Sohn meines Cousins? Der widmete sich mit Erfolg der Kunst. Und die Tochter heiratete natürlich keinen Landwirt – die waren rar geworden –, sondern siedelte sich in der Schweiz an. Derlei Geschichten, die nicht alle so gut ausgehen, ranken sich um viele der aufgegebenen Höfe hier in Hofgeismar.

Als das Ende seines Hofes schon ziemlich nahe war, stand mein Cousin einmal mit mir am Gartentor und sagte unvermittelt – sein innerer Druck muss so groß geworden sein, dass er gegen seine Gewohnheit mit mir über so etwas redete – »Was soll nur werden? Dieses Land will sein Land nicht mehr bebauen und denen kein Auskommen mehr sichern, die es tun.« Er dachte noch, wie es nicht nur seiner Generation eingebläut wurde, in nationalen Kategorien und konnte sich keine Nation vorstellen, die sich nicht selbst ernähren konnte. Sich nicht selbst ernähren können, das bedeutete, solange man denken konnte, immer Elend und Abhängigkeit, gerade hier in Nordhessen auch Auswanderung. Damals waren die Römischen Verträge, die Gründungsurkunde der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, schon unterschrieben. Sie beglaubigten die Vorherrschaft der deutschen Industrie in Europa ebenso wie das langsame Absterben der Landwirtschaft. Der gemeinsame Markt entstand, keine gemeinsame Nation. Also zählte fortan der Markt und nicht die Nation, der Markt und nicht die Agrarpolitik.

Blickt man aus der Gegenwart auf diese Zeit zurück, so blickt man auf eine soziale und technologische Revolution,

von der heute niemand mehr redet und die erstaunlicherweise niemanden auf die Barrikaden getrieben hat: 1949 gab es in der Bundesrepublik 1 644 000 landwirtschaftliche Betriebe, 2010 gab es noch 256 000. Zieht man davon die Neben-erwerbsbetriebe ab, bleiben noch 127 300 zumeist kleinere oder mittlere Betriebe – rund 90% sind verschwunden. Noch beeindruckender ist der Rückgang der Zahl derer, die in der Landwirtschaft arbeiten. 1950 waren es ca. 5 Millionen, 2010 noch 239 000 Beschäftigte, das macht ungefähr 1% aller Erwerbstätigen überhaupt. Zur Erinnerung: Es arbeiten heute sechsmal so viele Menschen im Gesundheitswesen und immerhin doppelt so viele als Lehrer (Geißler, S. 172). Die Soziologen sagen, aus einer ehemals »strukturprägenden Schicht« sei eine kleine Randgruppe mit häufig »angespannt[er] finanziell[er] Situation« (Geißler, S. 173) geworden. Angespannt sind nicht mehr die Rösslein, sondern nur noch die Finanzen, außer natürlich in der Agrarindustrie und bei den Großgrundbesitzern. Man kann es deutlicher sagen: Früher war in Nordhessen Landbesitz eine solide Grundlage für eine zumindest gesicherte, manchmal komfortable soziale Existenz. Das ist weitgehend vorbei, da hat eine ökonomische Flurbereinigung stattgefunden, anders, aber nicht weniger nachhaltig als die Bodenreform in der DDR.

Die bäuerlichen Betriebe, die überlebt haben, waren gezwungen, sich zu spezialisieren. Unter den ersten war der Aussiedlerhof gleich links am Ortseingang. Hier entstanden die ersten lokalen Legebatterien für effektive Eierproduktion, Horrorkäfige in der Perspektive der naturfreundlichen Stadtbewohner, die sie mit ihrem geilen Geiz zugleich befördern.